

GABRIELA KASPERSKI

# **BRETONISCH MIT MEERESRAUSCHEN**

*Kriminalroman*

emons:



© Emons Verlag GmbH  
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln  
info@emons-verlag.de  
www.emons-verlag.de  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer  
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal  
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg  
Druck und Bindung: sourc-e GmbH  
Printed in Europe 2026  
ISBN 978-3-7408-2480-8  
Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Pour Frédérique

*Ô mer, ô vaste mer, toi que j'adore,  
Berce mon cœur dans ton rythme sonore.*

Saint-Pol-Roux

»Prière à l'Océan«, Camaret-sur-Mer, 1927

## Prolog

Bevor Morgat auf der Halbinsel Crozon zu einem Badeort wurde, war es ein kleiner, vergessener Fischerhafen am Mer d'Iroise. Die Bewohner lebten mehr schlecht als recht vom Sardinenfang. Das Meer war Freund und Feind zugleich: Manchmal ertranken Fischer bei der Arbeit, und es ging das Gerücht um, dass ein mächtiges Ungeheuer in den Wellen lauerte. Deshalb war das Baden verboten. Die beiden Töchter eines Fischers, dessen Hütte auf einem Kliff zwischen den Stränden von Morgat und Porzic lag, kümmerte das nicht. Sie dachten, wenn sie nur nah genug am Ufer blieben, könne ihnen nichts passieren.

An einem frühen Morgen, als alle Fischer draußen waren und das Dorf noch schlief, erkundeten sie heimlich den Strand. Sie streckten ihre Zehen ins Wasser, und bald standen sie bis zu den Knien darin.

»Juhu!«, schrie die Mutigere der beiden, bevor sie abtauchte, um nach Muscheln zu suchen.

Ab da kamen sie immer wieder. Eines Tages, als sie etwa zehn Jahre alt waren, lief ihnen Rozenne, die Tochter des Bürgermeisters, nach.

»Halt! Ich habe euch beobachtet. Wohin geht ihr? Ich will auch mit.«

»Wir gehen zum Strand und beschwören das Ungeheuer, damit es uns in Ruhe lässt«, sagte die Mutige. »Es hat fürchterlich große Zähne und ist sehr hungrig.«

Rozenne war die Lust vergangen, und sie rannte davon.

Die beiden Schwestern kamen später als sonst an den Strand. Es mochte am Licht oder an der Ebbe liegen, jedenfalls erblickten sie verdeckt zwischen den Felsen einen zweiten Strand. Er war voller feinem, glitzernd weißem Sand und so schön, wie sie noch keinen je gesehen hatten. Hinter den Wurzeln einer mächtigen, windschiefen Kiefer entdeckten sie eine Höhle.

»Lass uns reinschleichen«, sagte die Mutige. »Vielleicht finden wir das Ungeheuer.«

Der Gang führte tief in den Felsen hinein. Er war schmal, verbreiterte sich jedoch, es wurde heller, bis sie schließlich vor einem ovalen Becken mit kristallklarem Wasser standen. Sie konnten es nicht lassen und stiegen in diese natürliche Badewanne. Dabei stellten sie fest, dass das Wasser warm war, denn in der Mitte sprudelte eine Quelle. Sie zogen sich aus und badeten. Danach fühlten sie sich so lebendig wie nie zuvor.

»Was ist denn mit euch los? Ihr wachst ja gar nicht mehr«, sagte die Mutter eines Tages, als der Sommer vorbei war. »Ihr müsst mehr Suppe essen.«

In der Winterzeit, als die Stürme kamen und sie eine Weile nicht mehr zur Quelle zurückkehren konnten, wuchsen die Mädchen jedoch um viele Zentimeter. So merkten sie, dass die Quelle damit zu tun hatte.

Die Zeit verging, und aus den beiden Kindern wurden Frauen. Sie sahen genauso jung aus wie an dem Tag, als sie zum ersten Mal die Höhle betreten hatten. Das machte Rozenne, die gebeugt und voller Falten war, eifersüchtig. Sie beschloss, den beiden nachzugehen. Sie schaute ihnen zu, wie sie sich dem Strand näherten, den Fels hochkletterten und schließlich verschwanden. Obwohl sie von Gicht geplagt wurde, stieg sie hinter ihnen her. Stauend betrat sie die Höhle und den glitschigen Gang.

»Ein Wasserschloss«, flüsterte sie, »Le Château de la Mer.«

Aus einer Nische heraus beobachtete sie die beiden beim Baden. Kaum waren sie weg, setzte auch sie sich ins Becken und spürte, wie sie mit jeder Minute jünger und gesünder wurde.

Wenn ich nur immer hier sitzen bliebe, bekäme ich das ewige Leben, dachte sie.

Am nächsten Tag kam sie erneut und füllte einen großen Eimer mit der kostbaren Flüssigkeit. Als sie hinaustrat, fiel ein winziges Stück Fels hinter ihr ab. Danach löste sich ein Brocken, dann noch einer und noch einer, bis schließlich die ganze Höhle in sich zusammenfiel. Rozenne konnte sich auf

einen Felsvorsprung retten. Unten war der kleine Strand verschwunden, begraben unter den Felsbrocken. Sie bückte sich nach dem Eimer, doch dieser war plötzlich voll grobkörnigem, schmutzig gelbem Sand.

Rozenne humpelte nach Hause und starb kurz darauf. Die Fischerstöchter jedoch alterten in Würde. Ab und zu kehrten sie zum Meer zurück und erinnerten sich an die Zeit, als es im Felsen noch eine Quelle gegeben hatte.

»Irgendwann wird sie sich wieder einen Weg bahnen«, sagte die Mutige.

Die andere lachte. »Dann machen wir ein Fest und laden unsere Kinder und Enkel ein, im Meer zu baden.«

So verwandelte sich Morgat in einen Badeort. Vom Seeungeheuer hat niemand mehr etwas gehört.

*Montag*

Es war heiß in Camaret-sur-Mer. Eine Hitzewelle hatte den kleinen Ort an der Spitze der Halbinsel Presqu'île de Crozon fest im Griff. Darum schloss ich am Montagnachmittag meine Buchhandlung DEJALU und packte die Schwimmsachen in die Boule-rouge, meine Handtasche für alle Fälle. Merguez, mein Hund, blinzelte nur. Er war zu faul zum Mitkommen, und so machte ich mich ohne ihn auf in Richtung Mole.

»*Bonjour*, Tereza, du hast es sicher schon gehört ...«, sagte Vivienne Danieau, die junge Lokalreporterin. Sie war mit Equipment beladen vom Hafen gekommen und schien es eilig zu haben. »Es hat gebrannt. Das Comptoir hat's erwischt.«

»Machst du Witze?«

Das Comptoir war ein Fischer-, Schiffer- und Kramladen im Hafen, in dem es von Kleidung bis zu bunten Deko-Magneten für Kühlschränke alles gab. Nicht nur Touristen, auch Einheimische kauften dort ein, eine Institution. »Das kann ich nicht glauben.«

»Doch! Ist heute Nacht passiert.«

»Aber ich hätte die Sirenen gehört.«

»Du hast wohl geschlafen wie ein Stein. Nimmst du Schlafmittel?«

Wie kam sie auf diese bescheuerte Idee? »Nein. Mir geht's gut.«

»Jedenfalls ist die Feuerwehr mit drei Wagen vorgefahren, ein Großaufgebot von mehreren Einheiten. Das Dach war leider schon fast weg, über fünf Meter hohe Flammen.« Vivienne deutete auf ihre Ausrüstung. »Ich habe live berichtet, superdramatisch. Alle Waren sind verbrannt, zum Glück gab's keine Verletzten.« Sie wischte sich über die Stirn, als stünde sie noch mitten in der Feuersbrunst. »Das ist der wirtschaftliche Super-

gau. Die Waren sind das eine, aber sieben Leute sind ab sofort arbeitslos, und das zu Beginn der Hauptsaison.« Ein Hustenreiz befahl sie, vermutlich hatte sie zu viel Rauch abbekommen.

»Magst du eine Pause machen?«, schlug ich vor. »Trinken wir schnell etwas im Breizhbleu. Die haben einen altmodischen Ventilator, schön kühl.«

Ich sah hinüber zum Restaurant Breizhbleu, das direkt am Ortseingang an der Straße lag und erst vor wenigen Wochen eröffnet hatte. Den Verkehrslärm machte es mit gehobenem Hippie-Flair, hübschen Holztischen und bunten Sonnenschirmen wett.

Vivienne lehnte ab. »So groß ist mein Durst nicht.«

»Aber die *Citron pressé* ist wunderbar.«

Sie ließ sich nicht überreden, mehr noch, ihre Miene war fast feindselig geworden. »Ins Breizhbleu setz ich keinen Fuß.«

»Wieso das denn? Du musst doch wissen, was die Konkurrenz macht.«

Ich meinte es nicht wirklich ernst, das Breizhbleu war ein kleines Musikrestaurant am Anfang seiner »Karriere«, während das Café des Beaux Arts, das Viviennes Freund Basile betrieb, wegen der lokalen Küche und der veganen Spezialitäten als *das* Gastroereignis in Camaret galt.

»Nö, kann ich drauf verzichten«, antwortete Vivienne schmallippig.

»Was hast du denn? Euer Platz an der Spitze ist unangefochten. – Außerdem ist Jo Kervella eine wirklich patente Person. Komm doch morgen Abend zum Konzert, das auf dem Parkplatz vor dem Breizhbleu stattfinden soll. Da lernst du sie kennen.«

»Nein. Und du solltest dir auch überlegen, wem deine Sympathie gilt. Der von der Crêperie an der Mole hier hat angekündigt, rechtliche Schritte gegen sie zu unternehmen. Und es laufen Wetten, dass sie Ende der Saison wieder schließen muss.«

Mir blieb der Mund offen stehen. Hier ging hinter den Kulissen ziemlich was ab.

»Du musst Tomaten auf den Augen haben, wenn du nichts

davon gemerkt hast.« Vivienne musterte mich. »Es liegt vermutlich daran, dass sie in deiner Cabane wohnt.«

Jo Kervella hatte in der Tat mein Ferienhäuschen gemietet, bis die Wohnung im oberen Stock des Breizhbleu renoviert war. Für mich war es ein willkommener Zustupf – und was fast noch wichtiger war: Jos Gegenwart tröstete mich über den Wegzug meiner Freundin und langjährigen Mitarbeiterin Sylvie hinweg. Bei meiner Rückkehr aus Australien hatte die mir nämlich mitgeteilt, dass sie und ihr Mann einen Campingplatz unten am Küstenbecken übernommen hätten, über eine Stunde entfernt.

»Nein, ich sage das nicht wegen der Miete. Ich finde Jo und das Breizhbleu klasse. Es ist gut, eine Ausweichmöglichkeit zu haben, wenn es bei euch pickepackevoll ist.«

Vivienne hüstelte erneut und machte sich ans Gehen.

Ich holte eine dunkle Grain-de-Sail-Schokolade aus der Tasche, die mit Sel de Guérande, dem körnigen bretonischen Salz, die ich als Notration dabei hatte und der Vivienne normalerweise nicht widerstehen konnte.

»Magst du ein Stück? Es hilft gegen Rauchvergiftung.« Und gegen Neid, dachte ich.

Aber Vivienne bewies keinen Humor. »Ich muss wirklich los. Vor lauter Comptoir bin ich mit der Vorbereitung für Freitag im Rückstand.«

Sie hatte so gesprochen, als müsste ich wissen, was sie meinte.

»Was ist am Freitag?«

Sie drehte sich um. »Na, die Eröffnung des Châteaus.«

»Ach so, das.«

Das Château war ein ehemaliges Herrenhaus, das, wie viele andere alte Gebäude hier, auf dem Weg zum Zerfall gewesen wäre, hätte sich nicht ein reiches Ehepaar zum Kauf entschlossen und das Haus während mehrerer Jahre zu einem Hotel mit Pool und Restaurant umgebaut. Es thronte auf einem felsigen Kliff mit spektakulärem Meerblick in Morgat, dem mondänsten Hafenort der Halbinsel.

»Das Fest soll gigantisch werden.« Vivienne war sichtlich

angetan und ließ sich nun doch zu einem Stück Schokolade herab. »Alle werden da sein, die ganze Halbinsel.«

»Ich muss die Agenda checken, ich glaube, ich habe schon was vor.« Das war gelogen. Mein Portemonnaie war schlicht zu klein für solchen Luxus. Denn, was soll ich sagen, für meine Kinder war ich immer noch im Sponsoring-Modus. Es war zur Tradition geworden, dass ich meiner Tochter Lovis und ihrer Familie in Sydney unter die Arme griff. Und Kai hatte eine Zweitausbildung zum Medienprüfer angefangen, nachdem ihm das Musikstudium keine berufliche Perspektive mehr bot. »Aber ich wünsche euch viel Spaß.«

»Ich habe eine Einladung für zwei.« Vivienne grinste. »Für mich und dich!«

Ein Blickwechsel. Ein Friedensangebot.

»Und Basile? Will der nicht mit?«

»Der muss die Stellung im Beaux Arts halten. Sonst gehen die alle rüber ins Breizhbleu. Zur Konkurrenz.«

»Vivienne!«

Sie grinste noch mehr. »Jo Kervella ist Pariserin, was willst du. – Egal, kommst du ins Château?«

Als ich den Kopf erneut schüttelte, wurden ihre Augen schmal.

»Da steckt doch etwas anderes dahinter. Du willst nicht wegen Gabriel. Stimmt's?«

Gabriel Mahon war mein ehemaliger Verlobter. Nachdem ich ihm vor genau zehn Monaten vor dem Altar der Seefahrerkirche Notre-Dame de Rocamadour aus lauter Panik eine Abfuhr erteilt hatte, war er nach Aberdeen abgerauscht, und seitdem herrschte Funkstille zwischen uns. Die absolute, totale, eisige Funkstille. Jegliche Versuche der Kontaktaufnahme meinerseits – schriftlich, telefonisch oder über eine Nachrichten-App – hatte er ignoriert. Er war beleidigt, weil nicht einmal die anfallenden Steuern in Frankreich mich dazu bewegen konnten, ihn und seinen EU-Pass zu heiraten.

»Gabriel?«, antwortete ich. »Der ist in Schottland, wo er hingehört.«

Vivienne, die mich gespannt beobachtet hatte, schüttelte den Kopf. »Nicht mehr. Er ist hier, um das Polizeiteam in den Sommermonaten zu unterstützen.«

Was erzählte sie da? »Aber der Präfekt hasst Gabriel.«

Der Präfekt war als höchster staatlicher Vertreter des Départements Finistère von Quimper nach Brest gezogen und da stationiert. Dass er Gendarm Emil Vanderbrouke zum Commissaire der Halbinsel Crozon befördert hatte, hatte ich als persönlichen Racheakt gegenüber Gabriel angesehen, dessen unorthodoxe Arbeitsweise er nicht gemocht hatte.

»Nie würde der Präfekt zulassen, dass Gabriel wiederkommt.«

»Im Gegenteil. Es soll sogar seine Idee gewesen sein. Ich glaube, er hat ihn vermisst. Seine grünen Augen, *tu sais*.«

Vivienne wusste, wie sehr ich Gabriels Augen liebte. Sie waren von der Farbe Glaze, grün, blau und grau zusammen, so wie das Meer hier. Nicht mehr darin versinken zu können, war das Schlimmste gewesen. Mit der Zeit war der höllische Anfangsschmerz abgeklungen, »versurret«, wie wir auf Schweizerdeutsch sagen. Wenn ich allerdings mit einem Wiedersehen rechnen musste, wurde mir anders.

»Du lügst doch, Vivienne.«  
»Ich schwöre, er ist hier. In seinem Haus, oben in Crozon.«  
»Das hat er vermietet.«  
»Nicht mehr. Er war übrigens einer der Ersten, die heute Nacht am Brandort eingetroffen sind. Sein beherztes Eingreifen habe Schlimmeres verhindert, sagt der Feuerwehrchef.«  
Und kein Anruf, kein Text, nicht eine einzige Silbe von ihm an mich.  
»Typisch. So verdammt typisch.«  
Vivienne sah plötzlich ziemlich emotional aus. »Also ist es dir nicht egal.«  
»Doch, total.«  
Sie packte mich am Arm. »Aber er hat dich vermisst. Er hat gelitten wie ein Hund.«  
Ich schüttelte sie ab. »Was du nicht sagst.«  
»Er war gestern bei uns. Bevor der Brand ausbrach.«  
»Im Café des Beaux Arts?« Ich verlor meine zur Schau gestellte Ruhe.  
»Basile hat ihn eingeladen. Ich konnte ihn ja schlecht ignorieren.«  
Hatten die nicht alle Tassen im Schrank? Das Beaux Arts »gehörte« mir, es war *mein* Revier. Ohne mich würde Gabriel es gar nicht kennen.  
»Wieso hat Basile ihn denn eingeladen?«  
»Die beiden mögen sich. Gabriel hat eine fürsorgliche Seite.«  
Es reichte mir. Wirklich. Ich schulterte die Boule-rouge und marschierte los. »Tschüss. Die Arbeit ruft.«  
»Nein, jetzt bleibst *du* hier!« Vivienne lief neben mir her. »Das DEJALU ist bis um sechzehn Uhr geschlossen, das steht bei dir im Schaufenster.« Sie zeigte auf das Badetuch, das halb aus der Tasche baumelte. »Du wolltest schwimmen gehen.«  
»Jetzt nicht mehr.«  
»Ich begleite dich.«  
»Du schwimmst doch gar nicht gern. Der Atlantik ist dir viel zu kalt.«

»Nein.« Sie ruderte mit den Armen. »Bitte, lass uns einfach darüber sprechen.«

»Es gibt nichts mehr zu sagen.«

»... von mir aus sogar im Breizhbleu.«

So weit war sie bereit zu gehen!

Ich blieb stehen und gab mir Mühe, ein entspanntes Lächeln hinzukriegen.

»Du hast noch zu tun im Château, hast du das vergessen? – Und ich habe jetzt gleich Revision.« Erneut setzte ich mich in Bewegung.

»Das macht ihr im November!«, rief sie mir nach.

»Ich kann Sylvie nicht warten lassen.«

»Sylvie arbeitet nicht mehr bei dir.«

»Darum ist es umso wichtiger, dass ich vor Ort bin. Adieu, Vivienne.«

»Tereza, das ist kein Zustand. Richtig kindisch, wirklich. Gabriel wird am Samstag auch im Château sein. Ihr werdet euch ohnehin treffen.«

»Ein Grund mehr, nicht zu kommen ...«

»Du musst mit ihm sprechen.«

»Nö, du, da bin ich eigen. Viel Spaß euch allen.«

\*\*\*

Ich rannte in der Gegenrichtung davon und fühlte mich dabei so verletztlich und wütend, als wäre ich erst vor zwei Stunden aus der Seefahrerkapelle gelaufen. Welcher Idiot hatte gesagt, dass die Zeit Wunden heile? Und wie kam Vivienne dazu, Team Gabriel beizutreten? Denn das war es doch, was ich eben erlebt hatte. Ich kannte das von meiner Scheidung. Der Bekannten- und Freundeskreis spaltete sich auf, und man wählte den einen oder die andere. Damals waren die meisten geschlossen zu Giorgio übergelaufen. Mehr Geld, mehr Glamour, weniger Sorgen. Und nun passierte das Gleiche. Es lag an mir. Ich war ein Monster. Ein Monster, dazu verdammt, den Rest meines Lebens allein zu verbringen.

Ein Schluchzer entrang sich meiner Kehle – so laut, dass ich aus meiner Trance gerissen wurde und mich erst kurz orientieren musste, wo ich war. Ich hatte den Hafen erreicht und stieß auf das abgebrannte Comptoir. Es stand da wie ein gestrandetes Wrack aus Stein und Eisen. Die Fassade – einst grau mit salzverkrustetem Putz – war rußgeschwärzt, das Mauerwerk aufgerissen, die Fensterhöhlen gähnten leer. Einige Dachbalken waren eingestürzt, andere ragten wie gebrochene Rippen in die Luft. An der Südseite hing ein verbogenes Schild: »Comptoir Camaret«. Der Brandgeruch, eine Mischung aus verkohltem Holz, nassem Metall und altem Öl, nahm mir den Atem.

Ich drehte mich um. Wohin jetzt? Nach Hause, zu Merguez in die Villa Wunderblau? Meinem liebsten Lieblingsort, den ich meiner verstorbenen Patentante zu verdanken hatte und bei dessen Renovierung Gabriel immer wieder eine wichtige Rolle gespielt hatte?

Kaffee, dachte ich, zuerst brauche ich einen Milchkaffee.

Ich machte mich auf zur mobilen Getränkestation am Schiffsteg, wo gerade die Fähre aus Ouessant anlegte. Ouessant war die wildeste aller wilden Inseln in der Baie d'Iroise. Wie immer sahen die Menschen glücklich aus, wenn sie über den Steg ans Ufer traten. Glückliche, verweht, weichgezeichnet im Licht der Nachmittagssonne. Auf dieser Insel hatten Gabriel und ich zum ersten Mal eine Nacht zusammen verbracht. *Mince!*

»Tereza!« Der Kapitän winkte mir zu. Doppel-*Mince!*

Ich machte ein Zeichen, dass ich es eilig hätte, und marschierte zurück. Sicherlich hätte er mir vom Feuer erzählt und von der heroischen Rolle, die Gabriel bei der Rettung eines Eierbeckers gespielt hatte.

Vor lauter Eile übersah ich eine junge Frau, die in Plastikschürze und Gummistiefeln eine Kühlkiste mit Frischfisch schleppte.

»Pass auf, Tereza!« Es war Bérénice, eine Studentin, die bereits ihren vierten Sommer hier verbrachte. Sie studierte Jura in Paris, und die Arbeit im Fischerhafen war für sie eine willkommene Abwechslung.

»Entschuldige.«

Sie lachte mich an. »Kein Problem. Ich werde gern von meiner Lieblingsbuchhändlerin umgemäht.«

Nachdem sie sich sortiert hatte, verwickelte sie mich in ein Gespräch über das Feuer und dessen Auswirkungen. Im Fischereibüro hätten sie gleich nach dem Brand zwei Comptoir-Angestellte für die Sommersaison eingestellt. Drei weitere konnten für den Rest der Saison im Château mitarbeiten.

»Kommst du auch zur Eröffnung? Jacques Dufresnes, der Chef, ist ein netter Typ. Er kauft den Fisch bei uns. Für das Fest liefern wir Hummer.«

»Ich hasse Hummer.« Ich ahnte, wohin das Gespräch führen würde, und wollte nichts wie weg. Aber Bérénice blieb hartnäckig.

»Es gibt auch Bio-Rindersteak vom Grill und Spargel. Hab ich auf TikTok gesehen.«

»Das Edel-Restaurant auf TikTok?«, entwischte es mir. Es ging mir schon jetzt auf die Nerven, dieses Getue um das Château.

»Die denken eben auch an junge Leute wie mich mit kleinem Budget. Es gibt sogar vegane Pizza. Es soll ein Konzert geben, man kann abtanzen.«

»Nein, *merci*.« Ich eilte davon.

»Ich habe gehört, dass Gabriel mit seiner Band spielt!«, rief sie mir nach.

Ich hatte es so sehr vermeiden wollen, aber nun schoss ich herum. »Gabriel hat keine Band!«

»Doch. Er spielt bei den No-Bagpipes mit. Irisch-schottisch-bretonische Fusion.«

Bevor ich sie daran hindern konnte, rannte Bérénice zu mir, hielt mir ihr Handy unter die Nase und zeigte mir eine Webseite mit Bild. Und, was soll ich sagen ... ich sah es mir an.

Die No-Bagpipes waren eine Musikgruppe mit Gitarre, Dudelsack, Bodhrán und Schlagzeug, Akkordeon, Flöte und Violine. Letztere lag in den Händen meines Ex-Geliebten. Gabriel.

Ein Laut entwich mir. Wie immer war er der Größte und

blickte als Einziger finster in die Kamera. Die anderen waren Auguste Breonnet, der Cousin meines verstorbenen Freundes Isidore, Corentin Lehenaff von der Gemeinde und Yannick Le Menn von der Surfschule in La Palue, den ich vor knapp einem Jahr kennengelernt hatte. Nur der Schlagzeuger war mir fremd. Ein Typ mit Bauch und Bart und mächtiger Ausstrahlung.

»Wer ist das?«, fragte ich.

»Pierre Daniélou. Er besucht ab und zu die Austernbar neben uns. Er ist der Chef des Komitees des Gastrovereins.«

Mit dem Gastroverein hatte ich nichts zu tun; die waren für Restaurants zuständig.

Plötzlich war mir zum Heulen zumute. Den No-Bagpipes und damit Gabriel flögen die Sympathien vermutlich nur so zu.

»Mein Freund hat sie vor Kurzem in Douarnenez gesehen«, sagte Bérénice, damit beschäftigt, auf dem Gerät herumzuwischen. »Die sind geil, sagt er.«

»Etwa auf dem Campingplatz?«

»Genau. Sylvie und Aimon machen jetzt auch Events. – Aber lass mich kurz, ich muss was suchen ...«

»Und Gabriel hat mitgespielt?«

»Logisch.«

Es wurde immer schlimmer. Alle um mich herum wussten Bescheid, nur ich nicht. »Na dann, viel Spaß im Château«, sagte ich mit erstickter Stimme.

»Moment. Hier ist es.« Bérénice war fündig geworden. »Ich habe dir Mist erzählt. Die No-Bagpipes spielen woanders.«

»Dann ist ja gut.« Stumm winkte ich ihr zu und lief los.

»Willst du nicht wissen, wo?«, rief sie mir nach. »Und Gabriel wiedersehen? Ihr zwei gehört doch zusammen. Oder nicht?«

»Nö, du, kein Thema.«

Ein Auto fuhr an mir vorbei, und ich beschleunigte meine Schritte. Bérénice' Verabschiedung hörte ich kaum mehr.

»Du hast Gabriel einen Auftritt in deiner neuen Heimat vermittelt«, textete ich an Sylvie, als ich nach dem Tourismusbüro die Straße überquert hatte.

Ihre Antwort kam postwendend. »Das war Aimon, ich

wusste von nichts. Du musst mir glauben, Tereza. Ich habe es erst gemerkt, als Gabriel aufgetreten ist. Danach hatten Aimon und ich den schlimmsten Krach unseres Lebens. Ich wollte es dir persönlich sagen, aber du nimmst meine Anrufe nie an.«

Logisch. Ich war verletzt, weil sie das DEJALU wegen ihres privaten Glücks verlassen hatte.

Noch ein Text. »Es tut mir so leid, Tereza. Aber vielleicht ist es ein Zeichen. Du musst endlich mit Gabriel sprechen. Er liebt dich immer noch.«

Ich schaltete mein Gerät auf stumm. Der prachtvolle bretonische Himmel hatte sich über der Verschwörung meiner sogenannten Freunde ausgebreitet, die Sonne leuchtete grell in sämtliche Nischen, und das Meer rauschte in d-Moll. Ich würde mir jetzt bei Jo Kervella einen ansaufen, denn sie war vermutlich die einzige Person in Camaret-sur-Mer, die Gabriel Mahon nicht kannte.

Im gemütlichen Barraum des Breizhbleu kippte ich als Erstes ein halb volles Glas Cidre, das auf der Theke herumstand. Der Alkohol fuhr mir direkt ins Blut, und ich schnappte nach Luft.

Es roch nach poliertem Holz, und es gab lauter unterschiedliche Stühle, verschiedene Grünpflanzen sowie einen bunten Teppich auf dem Dielenboden. Blickfang waren aber die italienische Kaffeemaschine und eine Vitrine mit Leckereien. Die Wände waren mit bunten aktuellen und vergilbten Konzertplakaten tapeziert, dazu Fotos von Charles Aznavour über Zaz bis zu Johnny Hallyday und Liam Gallagher, aus einer Boombox erklang »Sous le ciel de Paris« von Pomplamoose. Nostalgie traf auf Moderne, was dem Raum den ihm eigenen Charme gab.

Er war leer, aber die Tür zur kleinen Küche stand offen, ein Perlenvorhang verdeckte die Sicht. Von dahinter war Jo Kervella zu vernehmen. Sie klang so aufgewühlt, dass ich mich in einen abgewetzten Ledersessel setzte und nicht anders konnte, als zuzuhören.

»Nein, Hugo, ich kann dich nicht nehmen. Ich habe es dir geschrieben und gemailt. Wenn du dein Zeug nicht liest, ist es dein Problem.«

»Jo, *come on*.« Eine tiefe männliche Stimme. »Ich brauche den Gig. Meine Songs bringen deine Seele zum Fliegen ... hast du mehrfach gesagt.«

»Das war keine Zusage, sondern eine Beschreibung. Es passt einfach nicht für das Parkplatz-Konzert morgen Abend. Ein Missverständnis.«

»Aber ich habe was anderes dafür abgesagt. Drüben in Brest.«

»Das tut mir leid. Wir hatten keinen Vertrag, Hugo.«

»Wieso auch? Wir sind ein Team.«

»Diese halbgaren Sachen konnten wir in Paris machen, das geht hier nicht mehr. Die Leute schauen mir genau auf die Fin-

ger. Wenn ich in diesen Gastroverband reinwill, muss ich mit-spielen.«

»Aber warum, wenn du nur Snacks anbietest?«

»Wir wollen das Angebot erweitern.«

»Du brauchst diesen Scheiß-Verein nicht.«

»Doch, Hugo.«

»*Fuck.*«

Geschirr schepperte.

Mein Gefühlschaos trat ob des Gehörten in den Hintergrund. Wenn ich es richtig interpretierte, ging es um den Gastroverband, über dessen Aushängeschild Pierre Daniélou ich eben mit Bérénice gesprochen hatte. Der Typ mit Bauch und Bart am Schlagzeug.

Am Eingang vorn entstand ein Gedränge. Erst kam eine Familie mit Kindern herein, alle im Hippie-Stil, als wären sie einem Siebziger-Jahre-Film entsprungen, gefolgt von einer älteren Dame mit Hund und einem Paar, beide mit Ringelshirts. Nebst der Musik, mittlerweile lief ein Jazzstück, erfüllte Geplauder den Wirtsraum, englische, französische und niederländische Sprachfetzen waren zu hören.

Das Breizhbleu könnte auch in Paris stehen, dachte ich, oder in Sydney oder London.

Wie zum Beweis trat auch noch eine Gruppe abgekämpfter Feuerwehrleute ein, die den runden Stammtisch bevölkerten.

Jo Kervella kam hinter dem Vorhang hervor, begrüßte alle, auch mich – »Ich bin gleich bei dir« –, und nahm zuerst bei den Feuerwehrleuten die Bestellung auf. Aus dem Gespräch ging hervor, dass sie Gratisgetränke bekamen.

Jo schob Pizzastücke in die Mikrowelle und füllte Gläser mit *Citron pressé*. Dass sie sich gestritten hatte, sah man ihr nicht an. Ihr rotbraunes Haar war hochgesteckt, sie trug einen senfgelben Rock und ein Tanktop. Mir wurde bewusst, dass ich, im Gegensatz zu Viviennes Vermutungen, noch kein einziges persönliches Gespräch mit ihr geführt hatte. Hinter meinem Credo, den Gästen der Cabane ihre Privatsphäre zu lassen, steckte auch ein Schutzmechanismus. Meine allererste Mieterin hatte dauernd

bei mir in der Küche herumgestanden und sich aus meinem Kühlschrank bedient, das wollte ich nie mehr erleben.

»Und wer von euch möchte Kaffee?«, sagte Jo zu der Touristenrunde und stellte sich an die Kaffeemaschine.

»Du vielleicht?« Sie meinte den Hund, der sie freudig anbellte.

In Windeseile erledigte sie auch diese Bestellungen, servierte die Pizzastücke und grünen Salat, der knackig aussah, um am Schluss einen *café avec énormément du lait* und einen Espresso herauszulassen, sich einen niedrigen Hocker zu nehmen und sich kurz zu mir zu setzen. Der Kaffeeduft vertrieb meinen Cidre-Rausch auf der Stelle. Als die Musik auf »Balance ton quoi« von Angèle wechselte und Jo mir ein Stück Schokokuchen servierte, war meine Welt wieder fast in Ordnung.

»Sehr lecker.«

»Und vegan.«

»Wirklich?«

»Mein Rezept.«

Das würde Basile nicht mögen, dachte ich. Ist eigentlich seine Domäne.

»Vegane Speisen sind meine Leidenschaft«, sagte Jo, als hätte sie meine Gedanken gelesen. »An dem Kuchen habe ich lange getüftelt.«

»Lass mich raten, die Grain de Sail mit achtzig Prozent Kakao hat den Durchbruch gebracht?«

Sie nickte.

»Strenger Tag«, sagte ich. »Der Laden, das Feuer und der ganze andere Kram. Bei dir auch?«

Sie verdrehte die Augen. »Vor allem der andere Kram.«

»Du meinst, die Männer.«

Sie sah durch die sauber gewischte Scheibe auf den Parkplatz, wo der Kofferraum eines Citroëns gerade von einem jungen Mann zugeknallt wurde. Er trug abgeschnittene Jeans und ein Flatterhemd, dazu Flipflops. Seine Haut war von jenem Bronzetone, den nur bekam, wer regelmäßig an der Sonne arbeitete, ohne sich je zu verbrennen. Er setzte ein Béret auf die schwarzen Locken und stieg ein. Aufjaulender Motor, und weg war er.

»Da fährt er von dannen. Schwer beleidigt.« Jo seufzte.  
 »Er könnte der Joe Dassin von heute sein.«  
 »Findest du? – Er heißt Hugo Morel.«  
 Ein klingender Name. »Ist er dein Freund?«  
 »Nein, nein. Mein ...« Sie zuckte die Achseln. »Ein Musiker.  
 Ich kenne ihn aus Paris.«  
 »Ein Pariser? Na ja, niemand ist perfekt.«  
 Sie verstand meinen Humor.  
 »Was gab's denn für ein Problem?« Ich biss mir auf die Lippen.  
 »Pardon, aber ich konnte nicht umhin, ein wenig mitzuhören, vorhin.«  
 »Waren wir so laut?« Sie entschied sich, mich einzuweihen.  
 »Es ging um ein Konzert morgen Abend, für das ich ihm absagen musste.«  
 »Wieso denn?«  
 »Aus taktischen Gründen musste ich eine Gruppe aus der Region verpflichten.«  
 Das konnte jetzt nicht wahr sein. »Die No-Bagpipes?«, sagte ich.  
 Du wirst verfolgt, Tereza, dachte ich, als sie nickte. Dreifach-*Mince*, wirklich.  
 Jo sah mich an. »Die sollen gut sein, hat man mir versichert. Die Leute hier mögen sie.«  
 Ich schüttelte den Kopf. »Musik ist Geschmackssache. Mir wäre dein Gitarrist lieber. – Was heißt taktische Gründe?«  
 Sie kippte ihren Espresso. »Mir blieb nichts anderes übrig. Der Schlagzeuger der Band ...«  
 »Pierre Daniélou?«  
 »Genau. Er ist gleichzeitig der Vorsteher vom Komitee des Gastrovereins. Die vergeben Qualitätslabel, die man sich an die Tür kleben kann.«  
 Ein Label? »Wozu brauchst du das? Für die paar Tische und den Parkplatz, der manchmal zur Konzertbühne wird?«  
 »Ich will von meinem Betrieb leben können, ganzjährig.«  
 Ganzjährig hieß, auch Umsatz zu erzielen, wenn die Touristen wieder weg waren. Ein großes Thema fürs Gewerbe, das

ich bislang umgangen hatte, indem ich mich im Winter nach Sydney abgesetzt hatte.

Jo seufzte erneut. »Ich hätte nicht gedacht, dass es hier komplizierter als in Paris sein würde. Um mich als Gewerbe-Einzelunternehmerin anzumelden, habe ich ein Hygienezertifikat und eine Alkohollizenz gebraucht.«

»Für Pizza und veganen Schokokuchen?«

Sie bejahte. »In den wenigen Wochen haben sie bereits drei Mal kontrolliert. – Aber eben, sobald ich das Verbandslabel habe, sollte das aufhören.« Sie erklärte, dass auf Crozon das Label für jeden, der Gastronomie anbot, ob Pizza, Crêpe, Entrecôte mit Sauce béarnaise oder *homard camarétois*, unverzichtbar war.

»Ein kleines Schild an der Tür, und es macht den großen Unterschied.«

»Aber wieso musst du deswegen Pierre Daniélous Band engagieren?« Ich rührte in meinem Milchkaffee. »Das hat doch nichts mit dem Essen zu tun.«

»Na ja, es gab Klagen. Wegen des Lärms.« Sie zeigte nach draußen. Der Parkplatz, auf dem, abgetrennt durch einen kleinen Zaun, einige Holzbänke und Tische herumstanden, war von mehreren Gebäuden umgeben.

»Seid ihr denn oft draußen?«

»Einmal in der Woche, und nur während der Sommersaison. Sonst schließen wir nach zweiundzwanzig Uhr die Fenster und Türen. Trotzdem sind nicht alle Nachbarn begeistert.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Die machen mir echt das Leben schwer. Obwohl ich alle Sicherheitsauflagen erfülle, barrierefrei bin und den Lärmschutz sowie die Nachbarschaftstauglichkeit einhalte. Manche haben Wetten laufen, dass ich Ende der Saison wieder weg bin.«

Genauso hatte es Vivienne kolportiert.

»Das wäre alles auszuhalten.« Jo schien einen Moment mit sich zu kämpfen, als ob sie überlegte, was sie mir anvertrauen könne. »Wenn da nicht die anonymen Schreiben wären.«

Warum wunderte mich das nicht? Auch mir war es vor sechs Jahren so ergangen.

»Nach jedem Konzert, ein richtiger Schwall.«

»Ein Schwall? Du meinst, drei, vier?«

»Schon über dreißig. Die meisten liegen lose in meinem Briefkasten. Ich weiß nicht, wann die eingesteckt werden, wahrscheinlich nachts, wenn ich bei dir in der Cabane schlafe.« Sie stand auf und bedeutete mir, ihr zu folgen. Von hinter der Theke zog sie einen Stapel Blätter hervor. »Schau, von Lärmbelästigung bis zu störendem Essensgeruch – alles zählen sie auf. Aber auch das würd ich aussitzen. Nur ...« Sie zückte einen Umschlag aus der kleinen Bauchtasche, die sie an ihren Ledergürtel geschnallt hatte. »Ein Brief kam per Post. Er wurde hier in Camaret aufgegeben, dem Poststempel nach. Im Gegensatz zu den anderen erwähnt er persönliche Dinge.«

»Darf ich mal sehen?«

Ein Couvert, von Hand beschriftet.

»Der stresst mich echt, muss ich sagen.«

»Zu Recht«, sagte ich. »Damit solltest du zur Polizei gehen. Die haben Grafologen, die können herausfinden, wer das geschrieben hat, und du kannst Anzeige erstatten. Hast du bereits einen Verdacht?« Ich gab ihr den Umschlag zurück.

»Der Punkt ist doch, dass das Problem danach nicht vom Tisch ist. Ich muss eine andere Lösung finden.«

Sie verschweigt etwas, dachte ich, drängte sie aber nicht.

»Darum das Konzert.«

»Genau. Daniélou vom Gastroverein sitzt am Schlagzeug, und die Präsidentin will auch kommen, besser geht's eigentlich nicht. Oder?« Sie seufzte ein drittes Mal. »Manchmal zweifle ich, ob ich das je hinkriege. Und dabei habe ich alles Ersparte hier reingesteckt. Meine Rente, wenn du weißt, was ich meine.«

Und ob ich das wusste. »Du wirst es schaffen, Jo.« Mir gefielen Leute, die etwas riskierten. »Und nimm nicht alles für bare Münze.« Ich deutete auf ihre Bauchtasche. »Das ist die natürliche Reaktion, wenn jemand Neues in den erlauchten Kreis eindringen will. In der direkten Auseinandersetzung mit Fremden sind manche Bretonen etwas eigen.« Ich dachte an Vienneses Äußerung. »Andere können dich auch als Konkurrenz

empfinden. – Aber die Klugen, und davon gibt es viele hier, wissen, dass nur im Austausch etwas wächst.« Ich schaute zu der Familie hinüber, die ihr Essen bereits verputzt hatte. »Deine Pizza kommt auf jeden Fall an. – Und der Schokokuchen auch.«

»Magst du noch ein Stück?«

Irgendwie hatte ich es verdient.

Ich war an der Theke stehen geblieben und aß gerade den letzten Bissen, als der junge Gitarrist namens Hugo Morel die Eingangstür öffnete. Sofort verstummten die Gespräche, und alle blickten zu ihm. Das Béret war weg, dafür hatte er das Haar mit einem orangen Bandana aus der Stirn gestrichen und baute sich samt seinem Instrument vor Jo auf, die die leeren Pizzateller in die Küche tragen wollte.

»Ich hab's mir überlegt. Ich würde auch als Vorgruppe kommen. Ohne Gage. Ein Win-win.«

»Hugo ...«

»Darf ich dir wenigstens was aus dem neuen Repertoire vorsingen? Ein Casting?« Er sah zu den Kindern. »Und ihr seid mein Publikum. Du auch!«

Der Hund wedelte mit dem Schwanz, die alte Dame klatschte Beifall. Schließlich gab Jo nach und schaltete die Boombox aus.

Hugo stellte den Fuß auf eine Barhocker-Strebe und begann zu spielen, eine moderne, rockige Version von »Main dans la main«. Er sang sehr schön, seine Finger perlten nur so über die Saiten, bis er mit einem leisen Pling endete. Der Ton der Gitarre verklang.

Nicht nur die Gäste, auch weitere Touristen, die am offenen Fenster stehen geblieben waren, hatten zugehört, und alle klatschten.

»Wenn das das Casting war, wie ist er dann, wenn es um die Wurst geht«, sagte die Frau zu ihrem Mann, während die beiden Kinder, je ein Stück Schokokuchen in der Hand, zu Hugo stürmten und sich von ihm die Saiten erklären ließen.

»Der ist begabt«, flüsterte ich Jo zu. »Den solltest du nicht ziehen lassen.«

Sie runzelte die Stirn. Plötzlich war ein Netz von kleinen

Fältchen sichtbar. »Natürlich nicht. Wenn mich der Verband aufgenommen hat, kann er einen ganzen Abend für sich haben.«

Die Eingangstür öffnete sich erneut. Da stand Emil Vanderbrouke, der ehemalige Gendarm und Gabriels neuer Chef. Seit meiner geplatzten Hochzeit hatte ich kein Wort mehr mit ihm gesprochen. Und er auch nicht mit mir, denn er war klar Team Gabriel.

Als er meiner ansichtig wurde, zuckte er zusammen und wollte rückwärts wieder hinaus, aber die Tür war bereits zugefallen.

Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. Sollte ich ihm die obligaten drei Küsse geben? Einen Tritt? Ihn ignorieren?

»*Bonjour*, Emil«, sagte ich. »Du brauchst dich nicht zu winden, ich weiß, dass Gabriel bei euch im Kommissariat arbeitet und zum Helden des Feuers erkoren wurde. Grüß ihn bitte nicht von mir.« Hoherhobenen Hauptes ging ich an ihm vorbei.

»Ich sehe dich morgen Abend, Tereza!«, rief Jo in meinem Rücken. »Am Konzert.«

»Tereza hat schon was vor«, stammelte Emil. Er wollte offenbar eine peinliche Begegnung zwischen Gabriel und mir vermeiden.

»Ich komme gern, danke, Jo.« Dann trat ich nah an Emil heran. »Und untersteh dich, es Gabriel zu erzählen«, zischte ich. »Sonst petze ich Aileen, dass du mich nicht mal gegrüßt hast.«

Er wurde purpurrot. Aileen, seine Frau, war eine unscheinbare Engländerin, aber von trockenem Witz und eine meiner treuesten Freundinnen hier. Früher hatte sie mit Leib und Seele ihre mobile Crêperie geführt, im Moment war es ein Teeladen unten in Morgat. Ab und zu packte sie das Heimweh, und sie dachte über eine Rückkehr auf die Insel nach, was Emil mit Angst erfüllte. Er liebte seine Aileen, und ohne sie wäre er nie Commissaire geworden.

»Bis dann!«

\*\*\*

Draußen atmete ich die frische Meeresluft ein, so tief, dass es in meinen Lungenspitzen prickelte. Auf einen Schlag ging es mir viel besser, nachdem ich mich monatelang wie ein Minigolfball gefühlt hatte, der in die Pampa gepfeffert worden war. Es ergab keinen Sinn, einer Begegnung mit Gabriel auszuweichen. Und im Gegensatz zu ihm würde ich Oberwasser haben, weil ich vorbereitet war.

Beim Überqueren des Parkplatzes vollführte ich sogar ein paar Tanzschritte um die Holztische herum und wich dabei Hugo Morel aus, der hinter mir das Breizhbleu verlassen hatte und zu seinem Auto wollte. Mein Blick fiel auf die Garagen-Werkstatt auf der gegenüberliegenden Seite. Der Garagist stand breitbeinig vor dem offenen Tor und rauchte, während er finster zu uns starrte.

Martin »Tintin« Willaume, ich kannte ihn flüchtig. Er war von der knurrig ruppigen Sorte, aber als Garagist sei er top, hatte man mir erzählt.

Ich blieb stehen, band mir ein imaginäres Schuhband und beobachtete ihn. Als Hugo hupend davonfuhr, piffte er leise vor sich hin.

Könnte er mit den Hetzbriefen an Jo zu tun haben? Bei mir war es damals ein unmittelbarer Nachbar gewesen.

*Dienstag*

Am Markttag inszenierte sich der Himmel von seiner prächtigsten Seite, nämlich wolkenlos. Seit dieser Sommersaison war ich jeweils mit einem Bücherstand dabei. Merguez saß daneben und verfolgte das Geschehen mit großen Augen. Reichte ich jemandem den Kartenleser, hechelte er erfreut; beschwerte sich eine andere über die hohen Preise, begann er leise zu knurren. Merguez, der Bücherhund, den Namen hatte er weg. Manche kamen nur vorbei, weil sie von ihm gehört hatten und ihn erleben wollten.

An diesem Morgen rissen sie mir die Bücher förmlich aus den Händen, worum ich sehr froh war, es verhinderte, dass ich zu viel nachdachte. Meine Nacht war schlaflos gewesen und der Enthusiasmus über eine mögliche Begegnung mit Gabriel beim Konzert im Breizhbleu abgeebbt. Wankelmütig, das war ich, und so mochte ich mich nicht.

Um kurz nach elf war von den bretonischen Sagen nur noch ein Exemplar übrig und mein Bestseller, der Comic über das kleine Schaf namens Ouessie, gar ausverkauft.

Nachdem ich mit Hilfe von Max, dem jungen Biobauern, der den Stand neben meinem hatte, alles zusammengeräumt hatte, machte ich mich bereit für einen Besuch. Ich stieg die Treppe hoch ins Atlantique, vertauschte das T-Shirt mit einer Bluse und die Flipflops mit Turnschuhen, dann griff ich zur Boule-rouge.

»Willst du mit?«, fragte ich meinen Hund, als ich wieder in der Küche ankam.

Diesmal schwang er sich zu Vitalität auf, trabte vor mir her durch den Garten bis zum toten Winkel und hüpfte ins Auto, ein alter hellblauer Deux Chevaux mit Faltdach. Den hatte ich Gaspard Le Menn vor einem Jahr abgekauft, weil er meiner kapputten Ente DD so ähnlich war, und so zuckelte ich seit meiner

Rückkehr von Sydney damit über die Halbinsel. Nach langer Zeit ohne Auto genoss ich es.

Ich fuhr über die Ebene in Richtung Crozon und nach Morgat hinunter, wo ich nach dem Kreisel unten am Meer in die Avenue Armand Peugeot einbog. In Ermangelung einer Parkmöglichkeit setzte ich das Auto auf den Grasstreifen vor einer der Villen und stieg aus, während Merguez es sich auf dem Fahrersitz gemütlich machte. Er würde das Auto bewachen, seine Lieblingsaufgabe. Dann bog ich in einen schmalen, kurvigen Weg ein, der mich zu Odile Dubois-Peugeot führen würde. Odile war über achtzig und entfernt mit der Familie Peugeot verwandt. Sie hatte mich im Winter kurz vor meiner Abreise kontaktiert.

»Es eilt nicht, Sie können nach Ihrer Rückkehr vorbeikommen, ganz, wie es Ihnen beliebt«, hatte sie mir am Telefon gesagt.

Odile residierte in einer alten Villa eines Uronkels im mondänsten Quartier von Morgat. Das Fischerdorf war im 19. Jahrhundert von Armand Peugeot entdeckt worden, womit er für die Einheimischen, die hauptsächlich vom Sardinenfang lebten, den Aufbruch in eine neue Zeit markiert hatte. Dass ein Fahrrad- und Autobauer in Morgat statt Fabriken und Maschinenhallen Villen für Pariser Familien baute und damit eine Verbindung von Industrie und Erholung schuf, fand ich faszinierend.

Die Villen waren mehrheitlich mondän und von herrschaftlichem Stil, nur Odiles fiel aus dem Rahmen. Sie war nämlich aus Blech, lauter blecherne Teile, die von Paris mit dem Zug nach Brest geliefert, auf einem Pferdekarren nach Morgat geschafft und danach zusammenmontiert worden waren.

Bis heute hielt sich die Legende, die Villa Dubois sei von Gustave Eiffel erbaut worden, dem Erbauer des Eiffelturms. In Wirklichkeit war es ein belgischer Ingenieur namens Joseph Danly gewesen, der als Pionier des metallischen Bauens galt. Odiles Uronkel war wohl mit seiner Familie befreundet gewesen und hatte die Villa irgendwann übernommen. Sie zog Touristen an, war jedoch der Öffentlichkeit nicht zugänglich, und ich betrachtete meinen Besuch als Privileg.